

Gräfin Marcella [Fortsetzung]

Autor(en): **Hoffmann, Minna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Langsam ging er den Damm zurück, ohne des Weges zu achten. Da trat sein Fuß auf einen glänzenden braunen Körper, und ein Junge schnellte empor und rief wüste Schimpfworte. Aber Fabio achtete es nicht einmal, als der Bube behend über die feuchten Steine kletterte und mit der hohlen Hand laues Seewasser gegen ihn spritzte.

Ueber dem Ufer lag eine große Stille. Die Villa war verschwunden. Aber Fabio fühlte immer noch dumpf sein Herz klopfen, und in seinem Kopfe hämmerten die Gedanken.

Er ging von der Stadt hinweg, der schönen Straße entlang, die um den Abhang des Berges sanft zur Höhe steigt. Ueber einem alten Palast im Meere, der vor der

Vollendung schon eine Ruine war, setzte er sich auf eine Bank...

* * *

Als nach der Mittagsruhe wieder das Leben auf die Straße kehrte, fand man auf einer Bank im Angesichte des schönsten Meeres einen Toten. Er saß aufrecht und sah mit weit offenen Augen ins Licht. Von der Schläfe rann ihm ein dünner Streifen Blutes auf eine halbentblätterte Rose, und die Hand hielt die kleine Waffe fest. Zu seinen Füßen lag eine Karte mit seinem Namen und einem Gruß an Donna Isabella. Und die Leute standen herum und rieten darüber, wer der Andere wäre, den sie geliebt...

Gräfin Marcella.

Nachdruck verboten.

Novelle von René Moray, überetzt von Minna Hoffmann, Morges.

(Fortsetzung und Schluß).

Es war schon spät, als Manfred und Marcella die Villa Wahnfried betraten. Frau Wagner begrüßte ihre Gäste an der Eingangstüre: „Wir fürchteten, Sie nicht mehr zu sehen. Sie finden lauter Freunde, Marcella, die Ihrer ungeduldig harren.“

Sie traten in die mit Fresken auf Goldgrund geschmückte Marmorhalle, welche die vom Meister unsterblich gemachten Sagen, im Stil der Wiener Kaffeehallen, darstellten. Im Hintergrund erhoben sich die buntfarbigen Pfeifen der amerikanischen Prachtorgel. Ein Herr von hoher eleganter Gestalt saß am Klavier. Als er die Neuangewonnenen gewahrte, erhob er sich mit rascher Bewegung.

„Endlich haben wir unsern Flüchtling wieder,“ sagte er, und sich an eine Dame mit welchem Gesicht, die unvergleichliche Brangäne, wendend, fügte er hinzu: „Frau Staudigl, jetzt geben Sie acht! Sie sollen Marcella, unsere Marcella, zu hören bekommen! Bitte, entschuldigen Sie, die Gräfin von Meran!“ sagte er, sich vor dem Grafen neigend und die Hand der etwas verlegenen jungen Frau küssend. Aber sie kannte die zutrauliche Art des großen Künstlers und drückte die dargebotenen Hände. Die ganze auserlesene Schar des lyrischen Dramas war hier versammelt. Der warme Empfang, der ihr zuteil wurde, vermischte in Marcellas Erinnerung Mina Landecks boshafte Bemerkungen. Sie stellte ihren Mann vor, der einige Bekannte aus der musikalischen Welt traf. Bald herrschte eine lebhaft gefellige Unterhaltung, sowohl in der Halle wie im Salon, wo die bedeutende Persönlichkeit des großen, in allen möglichen Stellungen abgebildeten Meisters noch nach seinem Verschwinden zu herrschen schien. Plötzlich wurde es still. Eine Stimme erklang wie eine Posaune. Von Mottl begleitet, sang Van Dyck das Rezitativ aus Lohengrin.

Marcella hatte sich erhoben und blickte, an der Tür der Halle stehend, unverwandt auf den Sänger. Manfred war über den eigentümlichen Ausdruck ihres Gesichtes betroffen und konnte sich einer eiferjüchtigen Regung nicht erwehren. Er mußte unwillkürlich an die Marcella von früher denken. Nach dem Schwanenlied des Helden sang der berühmte Tenor den Frühlingsgruß aus Siegmund, und wieder schien des Meisters Seele in Wahnfried aufzuleben. Da wandte sich Mottl mit freundlicher Miene an Marcella und sagte aufmunternd:

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen, Marcella. Was haben Sie uns gebracht?“

Wie am gestrigen Abend hatte Manfred das gleiche unangenehme Gefühl, seine Gattin bei ihrem Taufnamen nennen zu hören. Diese Vertraulichkeit unter den Kunstgenossen war ihm besonders peinlich. Aber Marcella war ohne Scheu vorgetreten und erwiderte mit ihrer klangvollen Stimme: „Das Geispenst von Schubert habe ich mitgebracht!“

„Etwas zu schauerlich,“ bemerkte der Meister und verzog das Gesicht. „Sie erlauben, Herr Graf, daß ich die Begleitung übernehme?“

Manfred verneigte sich. Es war seit langer Zeit das erste Mal, daß Marcellas Gesang von fremden Händen begleitet wurde. Der innige, wundersame Klang ihrer Stimme rief unter den anwesenden Künstlerseelen die tiefste Bewegung hervor. Die Sängerin fühlte sich gleichsam gehoben von der sympathischen Strömung und sang mit ergreifender Macht.

Manfred hörte hinter sich jemand flüstern: „Man behauptete, daß Marcella Schulze ihre Stimme verloren habe; aber sie hat im Gegenteil außerordentlich gewonnen!“

Stürmisches Händeklatschen brach los nach Beendigung des Liedes. Es regte sich etwas wie Stolz in Marcellas Innern. Nein, sie wußte es wohl, sie hatte kein bloß mittelmäßiges Talent! Endlich erscholl mitten im Getöse des lebhaften Beifalls Frau Cosimas etwas scharfe Stimme: „Marcella, wir alle wünschten gar sehr, noch einmal den Orpheus von Ihnen zu hören!“

Es klang wie ein Befehl. Mottl durchblätterte die Partitur und sagte: „Wir wollen die Arie aus dem zweiten Akt singen. Ich übernehme den Chor. Nein! Nein! Lärmen! Geister! Nein!“ Und er hämmerte auf den Tasten die Antwort der Furien. Die Zuhörer schriean laut dagegen, und unter Achselzucken begann er die ersten Triolen zu prälubieren. Einer plötzlichen Eingebung folgend, trat Marcella bis in die Mitte der Halle vor. Sie machte eine Bewegung mit dem Arm, als umspanne sie eine unsichtbare Lyra, und in der tragischen Haltung von Eurydicens Geliebtem entquoll ihren Lippen der Ruf an die Furien: „O, laßt euch rühren durch mein Seufzen!“

Ihre dunkeln Augen glänzten in Tränen. Ein unendliches Weh drückte sich auf ihren Zügen aus, und bleich wie eine Tote glich sie einer antiken Statue des Schmerzes. Ihre Stimme erfüllte das ganze Haus, und ihre Klage schwebte über der ganzen, in tiefem Schweigen verharrenden Versammlung.

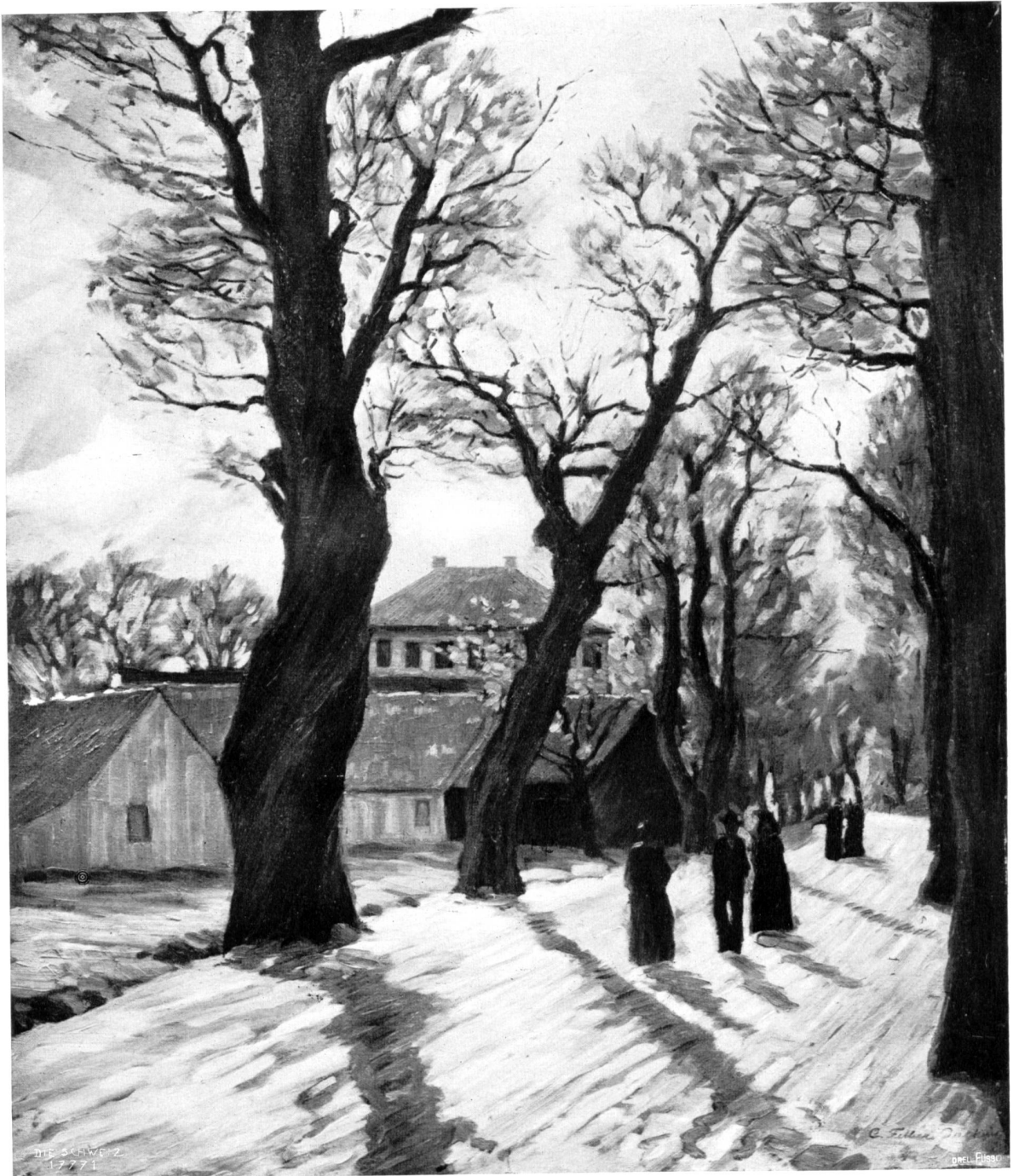
Als sie geendet, durchlief ein Schauer der Bewunderung die Menge, der beredter war als jeder Applaus. Jeder fühlte, daß man bei diesem tief empfundenen Schmerzensschrei nicht Beifall klatschen dürfe. Nur mit halblauter Stimme, im Flüsterston teilten sich die Künstler ihren Eindruck mit.

„Himmlich, es ist himmlich,“ wiederholte Mottl; „Pauline Viardot war nur ein Kind dagegen!“

Marcella errötete vor Freude. Sie näherte sich Manfred und fragte ihn leise mit glänzenden Augen: „Bist du zufrieden?“

Er antwortete kühl und gezwungen: „Du hast gut gesungen... Wozu aber diese Bewegungen?“

Erstaunt und enttäuscht wandte sie sich von ihm, um sich einer Gruppe von Damen zu nähern, die nach ihr verlangten.



Charles Felber, (Wädensweil) Dachau.

Nach dem Sturm.

Alle standen bewundernd um sie herum, und hinter ihnen konnte Manfred die schon einmal gehörte Stimme unterscheiden: „Sie ist für die Bühne geschaffen! Es ist ein Verbrechen, ihr die Bühne zu verschließen!“ Zornig drehte sich der Graf um; aber der Sprecher war nicht zu entdecken. Es drängte ihn, Wahnsried zu verlassen. Er gab der völlig umringten Marcella ein Zeichen, das ihr entging, sodaß er sich einbildete, sie weigere sich, ihm zu folgen. Ein Gefühl der Vereinsamung und Verlassenheit machte ihm die festliche Menge unerträglich, und er antwortete trocken und zerstreut auf die an ihn gerichteten Reden. Die hagere, dünne Mannesgestalt, auf der ein schwächlicher Kopf mit durchdringenden Augen ruhte, schien ihm besonders unerträglich. Er konnte nicht ohne innern Grimm beobachten, wie jener sich Marcella näherte und ein langes eifriges Gespräch mit ihr führte. Er hatte die Ueberzeugung, daß dieser Mann die vorhin vernommenen Worte ausgesprochen, und wollte sich bei den Zunächststehenden doch nicht nach seinem Namen erkundigen.

Endlich begegneten Marcellas Blicken den seinen. Sie erhob sich sogleich, um Abschied zu nehmen; aber sie mußte Frau Wagner versprechen, Bayreuth nicht zu verlassen, ohne noch einen Abend in Wahnsried zu verbringen. Dann folgte sie Manfred, und während sie rasch an seiner Seite dahinschritt, sprach sie ihm ihre ganze Freude aus, vor solchem Publikum gesungen zu haben. Er gab nur einsilbige Erwiderung, ein heftiges Kopfwisch vor sich hühend.

Zum ersten Mal entstand jetzt eine Kluft zwischen den beiden Seelen; aber der Miß weitete sich von Tag zu Tag . . .

Als sie am folgenden Nachmittage zum Festspielhaus fuhren, war es entsetzlich heiß. Ein heranziehendes Gewitter lag drückend in der schwülen Luft. Manfred dachte nur mit Schrecken an die sechsstündige Musik der Götterdämmerung. Den ersten Akt ertrug er ohne sonderliche Beschwerde. Marcella gab sich, wie am ersten Tage, ihrem ganzen Enthusiasmus hin; Schauspiel und Musik berauschten sie, auch fühlte sie sich glücklich inmitten all der Freunde und Bewunderer. Während der Graf sich möglichst fernhielt, sprach sie laut und gab ihrer Freude unumwunden Ausdruck.

Im zweiten Akt konnte Manfred seine Langeweile nicht länger verhehlen, und seine kritischen Bemerkungen stimmten durchaus nicht mit Marcellas blinder Begeisterung. Sie wurde im Strudel der Zuhörer, die sich in das Restaurant stürzten, mit fortgerissen. Das immer drohendere Gewitter machte die Abenddämmerung zur Finsternis. Einige der Wagner'schen Gäste holten Marcella ein und nahmen am gleichen Tisch mit ihr Platz. Wie hatte sich die junge Frau fröhlicher gezeigt. Während Manfred alle Tischgenossen durch sein kaltes Benehmen zurückstieß, sang sie das Lob der ausübenden Künstler, rühmte Snochus' noble Haltung, Suchers tragisches Auftreten in der Verfluchung der Lanze. Der Unbekannte, der am gestrigen Abend dem Grafen so unsympathisch gewesen, saß neben Marcella; sie unterhielten sich in englischer Sprache miteinander. Manfred verstand das Gespräch im Flüsterton, in dem oft die Namen Gluck und Amerika vorkamen, nur stückweise. Es litt ihn nicht länger in dem überfüllten Raum. Er klagte über die unleidige drückende Hitze und ging hinaus. Als Marcella ihm folgen wollte, wurde sie dergestalt mit Bitten bestürmt zu bleiben, daß selbst Manfred sie dazu aufforderte. Der Graf schritt rauchend auf der Terrasse auf und ab. In einiger Entfernung erleuchteten momentan zuckende Blitze den düstern Horizont, und ein heißer Wind wirbelte Wolken von Staub auf. Das Klirren der Gläser und Bierfrüge mischte sich im Restaurant mit dem Geschwirr der Stimmen. Es ekelte ihm vor dem Menschengewühl und selbst vor dem Theater. Zeigte nicht die Wahl dieses abgelegenen Ortes, die Errichtung des schwerfälligen, nur seinen Werken geweihten Gebäudes von Wagners grenzenlosem Dünkel?

Verschiedene Gruppen von Menschen gingen plaudernd an ihm vorüber; ihre nichts sagenden Gespräche, die des tiefen musikalischen Verständnisses ermangelten, erregten seine Unge-

duld. Die wenigen Minuten des Alleinseins schienen ihm kein Ende nehmen zu wollen.

Als Marcella endlich zu ihm trat, erkundigte er sich, seine üble Laune kaum verbergend, nach dem Namen ihres gewöhnlichen Tischnachbarn. Sie erwiderte lebhaft: „Man hat ihn dir nicht vorgestellt? Es ist Löwenberg, ein außerordentlich begabter Mensch. Er ist eben im Begriff, für England und Amerika einen Gluck-Zyklus zu organisieren wie die Zyklen Mozart und Wagner. Der Gedanke ist so einfach, daß er noch niemand gekommen ist. Und was für eine herrliche Truppe wird das werden! Tituine, Termina, Krauß, Van Roy! Wie in Bayreuth wird sich jeder der Beteiligten einen Namen damit machen. Aber hier ist er, ich will ihn rufen . . .“

Er hielt sie auf.

„Es liegt mir nichts daran, einen Barnum, einen Juden, kennen zu lernen!“

„Du bist nicht eben höflich gegen meine Freunde!“

„Konnte ich erraten, daß du diesen Menschen unter deine Freunde rechnest?“

Die unfreundlichen Worte fuhren wie Hammerschläge hin und her, und die Stimmen beider hatten einen harten, ungewohnten Klang. Sie gingen ins Festspielhaus zurück, sich plötzlich einander fremd fühlend. Die Schönheiten des prachtvollen dritten Aktes wirkten mildernd auf ihre Gemüther. Siegfrieds Tod, Brunhildens Abschied vom Leben, alle diese von einem genialen Hauch durchwehten Auftritte vereinten sie wieder in gleicher Empfindung. Im Schauer des Entsetzens, den die Schlußkatastrophe hervorrief, vergaßen sie ihren eigenen kleinlichen Zwist, und hingerissen in gemeinsamer Begeisterung klattichten sie mit der Zuhörerschaft den Darstellern des kolossalen Dramas Beifall zu.

Als sie aus dem Theater traten, schien Walhallas Feuer den ganzen Himmel zu durchglühen. Das Gewitter war mit aller Gewalt losgebrochen. Eine wahre Todesangst hatte die zwischen dem Wagengewühl rennende Menge erfasst, während die Pferde, vom strömenden Regen gepeitscht, sich bäumten und wirr durcheinander liefen. Manfred und Marcella hatten Mühe, in dem Gewühl von Menschen und Tieren ihren Wagen zu finden. Sie sprachen unterwegs nur wenig. Marcella bog sich zum Wagenfenster hinaus und beobachtete beim Schein der unausgesetzt zuckenden Blitze die Umrisse der vom Wind hin und her gerissenen Bäume. Sie dachte ihrem Mann wegen seines verletzenden Benehmens, dessen Erklärung sie nicht zulassen wollte.

Am nächsten Tage reisten sie nach einem kurzen Besuch in Wahnsried wieder nach Marienhöh zurück. Beim Verlassen Bayreuths war es Manfred, als entginge er einer unerkannten Gefahr. Es hatte den Anschein, als kehre das gemeinliche Leben wieder in das alte Geleise zurück; aber immer deutlicher wurde ihnen, vom ersten Tage an, der innere Zwiespalt ihres beiderseitigen Denkens. Marcella empfand einen unerklärlichen Widerwillen gegen jeden Gesang, und nichts schien ihr Interesse zu wecken. Ihr einziges Vergnügen waren die langen, einsamen Spaziergänge im Park, während Manfred im Gegenteil das Klavierpiel wieder eifrig betrieb und Marcella durch die offenen Türen des Musiksaals Sonaten von Mozart und Beethoven den Fugen und Vorspielen Bachs folgen hörte. Bisweilen gab der Graf seiner Melancholie musikalischen Ausdruck in Phantasien, wofür er ein nicht gewöhnliches Talent besaß, und Marcella überließ sich gern dem Zauber dieser improvisierten, meist wehmütigen Melodien.

Eines Tages, als die Gräfin ausgegangen, traf ein ungenügend frankierter Brief an sie ein. Manfred bezahlte die Straftaxe, und unwillkürlich fielen seine Blicke auf das Postzeichen und auf die Adresse. Der Brief kam aus England und trug sonderbare, unregelmäßige Schriftzüge. Marcella kehrte mit frischer, vom Spaziergang leicht geröteter Gesichtsfarbe heim, und Manfred überreichte ihr den Brief. Sie ließ die Augen über die Adresse gleiten und erblachte. „Er ist von einer längst

verschollenen Freundin," sagte sie. "Was mag sie nur von mir wollen?" Und ohne einen Blick auf ihren Mann zu werfen, zog sie sich schnell in ihr Zimmer zurück. Am bloßen Ton ihrer Stimme erriet er, daß sie ihm die Wahrheit verbar. Sie war an diesem Abend in der liebenswürdigsten Laune und sang wie in der ersten Zeit ihres Geglücks.

Einige Tage darauf, als die ersten Herbstnebel durch den Park zogen, richtete Marcella die unerwartete Frage an ihren Mann: "Was würdest du dazu sagen, wenn ich auf die Bühne zurückkehrte?" Er fühlte sich von diesem Scherz verlegt und erwiderte mit harter Stimme: "Es wäre ein Treubruch, und von dieser Stunde an hätten wir nichts mehr miteinander gemein!"

"Das wußte ich," sagte sie mit erzwungenem Lachen, "du könntest keine andere Antwort geben!"

Und sie trillerte einen Tonsatz vor sich hin, als mache sie sich über ihren plötzlichen Einfall lustig.

Ein herzdurchbohrender Verdacht stieg in Manfred auf. Bestand nicht eine gewisse Verbindung zwischen jenem Brief und dieser tollen Frage? Von diesem Gedanken gefoltert, teilte er ihn Marcella mit. Sie brach wieder in Lachen aus und sagte, er schmiede zu schwere Gedanken und sie wolle sich solch einfältigen Scherz nicht wieder erlauben.

Sie machte keine weitere Andeutung auf diesen Zwischenfall; aber er brachte etwas Gezwungenes in ihren gegenseitigen Verkehr. Des Grafen Unruhe wurde durch Marcellas fortgesetztes Schweigen, ihre unerklärlichen Ausgänge und ihr häufiges Verschwinden in ihr Zimmer noch gesteigert. Eines Tages, als er ihr in die Gemächer folgen wollte, die sie im östlichen Schloßflügel bewohnte, fand er die Tür verriegelt. Vor dem Spiegel lag ein langer weißer Stoff über den Lehnstuhl gebreitet. Sie entschuldigte sich damit, daß sie den Schnitt zu einem neuen Kleide suche...

* * *

Die kalten Regentage des September machten das durch Heimlichkeiten und Mißtrauen verdüsterte Leben in Marienhöh noch unerträglicher. Von neuem sank Marcella in tiefe Schwermut; sie verbrachte ganze Tage wie geistesabwesend in ganzlichem Schweigen. Ein Wort oder nur ein Blick scheuchten sie erschreckt auf, und eine plötzliche Röte zog über ihr abgemagertes Gesicht. Kaum daß sie die nötige Nahrung zu sich nahm. Und doch klagte sie nicht über Schmerzen, eine unerklärliche Mattigkeit und zeitweises starkes Herzklopfen ausgenommen. Sie schlug alle Mittel aus und lebte wie eine Somnambule in ihre Gemächer zurückgezogen.

Manfred entschloß sich endlich, Gräfin Erna zu sich zu bitten, indem er ihr in einem langen Briefe seine Besorgnis um Marcella schilderte. Seit langer Zeit hatte er sich nicht mit solcher Offenheit seiner Mutter anvertraut. Sie antwortete so liebevoll, als ihr kaltes Wesen es zuließ, und versprach, in ungefähr zehn Tagen in Marienhöh zu sein.

Die Nachricht von ihrer baldigen Ankunft verwirrte Marcella aufs höchste. Sie hat ihren Mann flehentlich, diesen unwillkommenen Besuch aufzuschieben; aber die nervöse Erregung seiner Gattin beunruhigte den Grafen nur noch mehr, und er drang wiederholt in seine Mutter, möglichst bald nach Marienhöh zu kommen. Ein Telegramm meldete ihm an einem der folgenden Tage: "Werde mit dem ersten Zug am Mittwoch eintreffen."

Er erteilte dem Kutscher die nötigen Befehle, um am folgenden Morgen die Gräfin Mutter an der Station abzuholen; sie war eine Stunde weit entfernt.

Marcella drückte beim Lesen der Depesche weder Freude noch Unwillen aus. Sie ließ die Zimmer neben den ihrigen zurichten und unternahm, während der Regen nachließ, mit ihrem Mann einen Spaziergang durch den Park, wobei sie die vom rötlichen Oktoberhauch berührten Bäume bewunderte. Mit Lächeln empfing sie aus Manfreds Hand die letzten, für sie gepflückten Rosen. Sie wollte sich eine Weile beim Amortempel ausruhen und gedachte in freundlicher Erin-

nerung ihres Entzückens bei dem ersten Besuch im Park. Ein neuer Regenschauer trieb zur Heimkehr. Sie betrat den von ihr so lang gemiedenen Musiksaal und bat den Grafen, ihr etwas von Mozart zu spielen; dann setzte sie sich an seine Seite und dankte ihm fröhlich, so oft er sich zu ihr wandte. Sie sprachen von verschiedenen Plänen für den nahen Winter, wie sie sich eines Waisenhauses annehmen wollen, das der Fürst eben gegründet hatte. Im Frühling würden sie dann wieder dem Süden zueilen. Manfred freute sich über das plötzliche Interesse, das sie an allem nahm, und sah die Zukunft wieder in heiterem Lichte.

Am Abend zog sich Marcella frühzeitig zurück unter dem Vorwand, früh aufstehen zu wollen, um die Gräfin Mutter zu empfangen. Manfred blieb allein im Bibliothekzimmer zurück. Des Lesens müde, ging er in den Musiksaal. Der Wind tobte draußen mit lautem Geheul. Das Klavier stand offen, und er begann eine seiner Phantasien zu spielen, die Augen auf Beethoven's Bild gerichtet. Lange irrten seine Finger auf den Tasten herum, und ein Heer unbestimmter Gedanken wogte in bald heitern, bald wehmütigen Melodien auf und nieder. Endlich erhob er sich, durchblätterte eine Partitur und begann auf's neue felt-same Harmonien in langen Akkorden wiederzugeben. Plötzlich war es ihm, als höre er eine Türe knarren. Er horchte; aber alles blieb still in den weiten Gängen, die zur Vorhalle führten; eine Uhr schlug halb. Der Wind schien mit den Blättern zu spielen und sie haufenweise gegen die Fenster zu treiben. Etwas beruhigter fuhr Manfred zu spielen fort, und dennoch hatte das Geräusch ihn besorgt gemacht. Er trat auf die Terrasse; der durch die offene Tür dringende Luftzug löschte eine Kerze aus. Die hohen, vom Sturmwind gepeitschten Bäume stöhnten und senksten wie Meereswogen. Die Fenster des Schlosses waren nicht beleuchtet. Marienhöh schien im Dunkel des Parkes wie ausgestorben. Vor Kälte bebend und über seine kindische Furcht lächelnd, kehrte der Graf in das Haus zurück. Wie er zu tun pflegte, klopfte er vor Schlafengehen an Marcellas Tür; aber alles war still. Sie mußte bereits eingeschlafen sein; er erhielt keine Antwort.

Am nächsten Morgen war Marcella noch nicht sichtbar, als der Wagen die Gräfin Erna nach Marienhöh brachte. Manfred entschuldigte sie bei seiner Mutter und unterhielt sich lange mit ihr über seiner Gattin besorgnisserregenden Zustand. Die alte Gräfin erteilte ihm weise Ratschläge und versäumte die Gelegenheit nicht, den Verfall des gegenwärtigen Geschlechtes zu beklagen. Als jedoch gegen Mittag die junge Frau noch immer nicht erschien, klopfte Manfred nochmals an ihre Tür. Er vernahm nicht das geringste Geräusch innerhalb des Gemaches, und der Riegel war vorgeschoben. Er ging auf die Terrasse und betrat durch die leicht geöffnete Glastüre Marcellas Zimmer. Sie war nicht darin und das Bett nicht berührt. Von jäher Angst ergriffen pochte Manfreds Herz in raschen Schlägen. Ein Brief, jedenfalls absichtlich auf dem Schreibtisch zurückgelassen, machte allen Zweifeln ein Ende. Manfred las erblickend die kurzen, inhaltschweren Zeilen:

"Mein Geliebter! Vergib den unsagbaren Schmerz, den ich Dir bereiten muß und der mir zur härtesten Strafe für mein Vergehen dient! Ich muß Marienhöh verlassen. Glaube nicht, daß ich je unwürdig sein werde, den geehrten Namen von Meran getragen zu haben! Du kennst meine Liebe zu Dir, und Du weißt, daß mein Herz nur Dir allein gehört und stets Dir allein gehören wird. Aber die Gräfin von Meran ist tot für Dich wie für alle andern. Forste nie nach mir und verfluche die Undankbare nicht, die Dir das reinste Glück ihres Lebens verdankt! Laß nie den geringsten Zweifel an meiner Liebe zu Dir aufkommen und gedenke manchmal ohne Zorn und Betrachtung
Deiner Marcella."

Das also war die in voriger Nacht empfundene Ahnung. Sie war ihm ganz nahe gewesen, ein Ruf, und vielleicht hätte sie ihre Flucht aufgegeben. Denn geflohen ist sie! Bei diesem

Gedanken erwachte die ganze Energie des Meran'schen Geschlechts in Manfreds Seele. Er lief in die Vorhalle.

„Man spanne sogleich den Wagen an!“ befahl er dem Kammerdiener.

„Was ist geschehen, Manfred?“ rief eine Stimme hinter ihm.

Es war die Stimme der über des Grafen Aussehen erschütterten Mutter.

„Marcella ist entflohen! Entflohen, verstehst du?“

„Still, still,“ befahl die Gräfin, „still vor all den Leuten! Geh; ich werde die Sache einstweilen zu erklären suchen!“

Ihre erste Sorge war die Ehre des Namens, die Blauherbstigkeit der Dienerschaft. Vor allem mußte ein Skandal vermieden werden. Manfred wußte ihr Dank für ihre Mühe und Charakterstärke. Er ließ sich an den Bahnhof fahren und erkundigte sich beim Vorstand. Eine schwarz gekleidete Dame hatte um ein Uhr den Nachtzug bestiegen, der den Berliner Schnellzug in Dresden einholt. Der Graf schickte den Kutscher, einen alten Diener, dem er ganz vertrauen konnte, wieder zurück und löste eine Fahrkarte für Berlin. Abends spät dort angelangt, begab er sich sogleich auf die Polizei; aber trotz allen Nachforschungen war Marcella nicht aufzufinden. Manfred kehrte nach Verlauf mehrerer Wochen, unverrichteter Sache, verzweiflungsvoll nach Marienhöh zurück. Unterdessen hatte Gräfin Erna ihren Neffen, den Fürsten v. Starberg, von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt und sich die Verschwiegenheit der Bediensteten des Hauses erkaufte. Nach Uebereinkommen hieß es in der Öffentlichkeit, Gräfin Marcella befinde sich in einer Anstalt für Nervenleidende. Ihr bekannter nervöser Zustand ließ diesem Gerücht vollen Glauben schenken. Niemand ahnte etwas von dem Drama, das sich in Marienhöh abgepielt; und man behauerte aufrichtig den seit seinem Unglück unsichtbaren Grafen v. Meran. Am schmerzlichsten berührten ihn die vorwurfsvollen Aeußerungen seiner Mutter, die ihn, ohne Rücksicht auf seinen Schmerz, an die von ihr vorausgesehenen Folgen dieser Mesalliance mit einer Schauspielerin erinnerte. Da er nicht dulden mochte, daß man Marcellas Ehre angriff, ließ er sich zu heftigen Erwiderungen verleiten und versicherte, nur ein krankhafter Wahn habe sie zu diesem Schritte getrieben, dem irgend ein niedriges Motiv untergeschoben ihr ganzer Charakter nicht erlaube. Die alte Gräfin konnte diese „Schwäche“ ihres Sohnes, so bezeichnete sie seine Entschuldigungen, nicht begreifen. Zwischen den beiden gleich stolzen und eigenwilligen Naturen kam es zu wiederholten Reibungen und peinlichen Auftritten. Der Graf wollte weder von Trennung noch von Ehescheidung hören. „Sie wird einmal wiederkehren,“ sagte er. Und dieser Hoffnungsstimmer gab ihm Kraft, seinen Schmerz zu tragen.

Sein Vetter, der Fürst, der stets viel Sympathie für Marcella gezeigt hatte, bemühte sich Manfred aufzurichten. Er hoffte mit ihm, daß die Entflozene bald ein Lebenszeichen von sich geben würde; aber alle noch so geheim und diskret ausgeführten Nachforschungen blieben fruchtlos. Marcella mußte sich ins ferne Ausland geflüchtet haben, und die geringe Summe Geldes, die sie mit sich genommen, konnte keinesfalls lange ausreichen. Eines Tages überwand Manfred den starken Widerwillen, den er gegen Löwenberg fühlte. Er schrieb an ihn; aber die Antwort war eine so unverschämte abwehrende, daß der Graf über seinen Versuch erröten mußte.

Es war gegen Mitte März, als Manfred unter seinen Postsachen eine englische, an ihn adressierte Zeitung fand. Eine Stelle aus den Theaterberichten war mit rotem Bleistift unterstrichen. Sie kündigte eine Reihe von Vorstellungen der Gluck'schen Opern, unter der Leitung des berühmten Direktor Löwenberg, in Covent-Garden in London an. Beim Erblicken des gehaßten Namens fühlte sich der Graf versucht, das Blatt in Stücke zu reißen und von sich zu schleudern; aber eine noch mächtigere Eingebung bewog ihn zum Weiterlesen. Man zählte die Namen der Künstler auf, die nebst dem Kapellmeister Motil die Hauptrollen übernommen hatten. Manfred erinnerte sich ihrer von Bayreuth her. Seine Blicke blieben auf den letzten

Zeilen des lobspendenden Artikels haften: „Das Publikum wird mit freudiger Ueberraschung vernehmen, daß es dem klugen Direktor dieser weltberühmten Künstlergesellschaft gelungen ist, sich für die Rolle des Orpheus der Frau Hilda Wartmann zu verschern, welch Pseudonym einen der glänzendsten, mehrere Jahre von der Bühne verschwundenen Stern verrät. Sie hören heißt sie nennen . . .“

„Marcella!“ Und das Papier gewaltsam zerknitternd, rief Manfred verächtlich: „Theaterprinzessin!“

Gräfin Erna trat eben bei ihm ein; er reichte ihr die Zeitung: „Lies!“ Sie begriff bei den ersten Worten, um was es sich handle, und sagte mit höhnischer Gebärde: „Der Frosch kehrt in seinen Pfuhl zurück!“

So war also in Marcella das Verlangen nach Beifall und Ruhm stärker als ihre Liebe, ihre Ehre. Von dieser Stunde an war Manfreds Mitgefühl für sie erloschen. Es war ihm, als sei dieser Verrat ein ihm widerfahrener Schimpf. Seine Mutter, welche die tiefe Enttäuschung in seinen Augen las, bemerkte nur: „Du wirst doch nicht hinreisen!“

„Ich denke nicht daran. Sie hat ihren Weg gewählt und bleibt von nun an tot für mich!“ Zum ersten Mal besprach er mit der Gräfin Mutter die Möglichkeit einer Scheidung.

Die Nacht brach ein. Er zog sich in sein Zimmer zurück, und nachdem der erste Zornausbruch vorüber war, dachte er mit größerer Fassung über alles Geschehene nach. Allmählich kam Licht in das ganze Dunkel des Dramas, in dem er ohne sein Wissen mitgespielt hatte, und er fing an, Marcellas vorher rätselhaftes Betragen zu verstehen. Sie hatte sich keiner gemeinen Gesinnung schuldig gemacht. Schien sie nicht schon in Bayreuth von dem Dämon ihrer Kunst wie besessen? Was für einen schweren innern Kampf mußte sie nicht durchgerungen haben! Sie, welche Schönheit und Begabung zu den glänzendsten Triumpfen berechtigte, war sie nicht die Gefangene einer selbstsüchtigen Liebe gewesen? In ihrer Gedankenverwirrung hatte sie, unvernünftig, einen gründlich zerstörten Organismus zu beherrschen, einer fixen Idee nachgegeben, und der entschuldigende Ausdruck „Unverantwortlich“ kam über die Lippen des Grafen. Marcella hatte keine Verantwortung für das Leid und den Jammer, den sie in Marienhöh zurückgelassen. Nach und nach trat an die Stelle der Erbitterung eine gewisse besänftigende Nührung in Manfreds erregtes Gemüt, und der Wunsch, Marcella wiederzusehen, ergriff ihn mit aller Gewalt.

Er verließ das Zimmer, begierig, die englische Zeitung noch einmal durchzulesen und den für die Aufführung bestimmten Tag zu erfahren. Das Journal befand sich in der Bibliothek; bei seiner Durchsicht fiel ihm sogleich eine Zahl in die Augen. Orpheus am fünfzehnten März. Am fünfzehnten März! Unwillkürlich mußte er an Cäjärs unglückselige Iden denken; heute war der fünfzehnte. Er sah auf seine Uhr, sie zeigte die elfte Stunde. Die Vorstellung in Covent-Garden mußte bereits begonnen haben, und er verglich seine Einsamkeit in dem stillen dunkeln Hause mit dem weiten lichtdurchfluteten Naume, in dem Marcella in ihrer weißen Umhüllung die Grabeshymne ertönen ließ. Die Menge weidete ihre Blicke an der Schönheit, die sein eigen gewesen, sie erbeute unter den wunderbaren Klängen ihrer Stimme, die allein für ihn gesungen hatte. Ein unerträgliches Wehgefühl führte ihn in das leere Gemach, wo sie einst gewieilt. Und plötzlich sah er sich im Musiksaal stehen, all der Stunden reiner vollkommener Harmonie gedenkend, die er in dem hellen Raum durchgelebt. Seine Lippen murmelten den Namen der Abwesenden, und die Saiten des Klaviers hallten seltsam wieder unter ihrem Grabesbedeckel. Er horchte in die Nacht hinaus. Kein Laut war in den schneebedeckten Gärten hörbar, kein Geräusch in den kalten öden Gemächern. Im gleichen Augenblick schlug die Wanduhr halb, wie damals, als Marcella der alten Behauung entflohen war. Manfred setzte sich vor das Klavier, und beide Arme auf das Instrument stützend weinte er bitterlich . . . Plötzlich erklang ein Gesang hinter ihm, und die feierlichen Worte:

„Ach, ich habe sie verloren,
 All mein Glück ist nun dahin...“
 erfüllten den Saal.

Die Stimme drückte ein so namenloses Weh, eine so tiefe Verzweiflung aus, daß sie kaum mehr einem menschlichen Wesen anzugehören schien. Es war weniger ein Gesang als ein schmerzliches Stöhnen. Und doch war es ihre Stimme!

Manfred wandte sich mit weitgeöffneten Armen nach der Entflohenen um. Ein eisigkalter Hauch berührte sein Gesicht. Niemand war zu sehen; aber die Stimme schwoll immer mächtiger an im Dunkel der Nacht. Sie schien aus alten verschlossenen Sälen, aus dem von dem bleichen Mond beschienenen Park zu dringen. Sie tönte laut wie ein Wiederklang aus den getäfelten Wänden und Musikinstrumenten heraus. Selbst das Holz des Fußbodens knarrte wie unter einem schweren Tritt. Die

Stimme ließ ihre Klage wiederum in immer herzerreißenderen, wie aus der Ferne dringenden Tönen erschallen. Dann schwieg sie plötzlich still, in einem tiefen Seufzer ausklingend. Und ein langer Schrei wilden Entsetzens folgte, wie der Schrei eines zu Tode verwundeten Tieres...

„Marcella!“ schrie der Graf. Und wie ein Wahnsinniger stürzte er hinaus, alle Türen des Schlosses öffnend mit fortgesetzten Rufen: „Marcella! Marcella!“

* * *

In den folgenden Tagen wußten alle Zeitungen über das tragische Ende von Marcella Schulze zu berichten, der Gräfin v. Meran, die auf der Bühne von Covent-Garden beim Singen der Arie Orpheus' in der Unterwelt von einem plötzlichen Tode ereilt worden war...

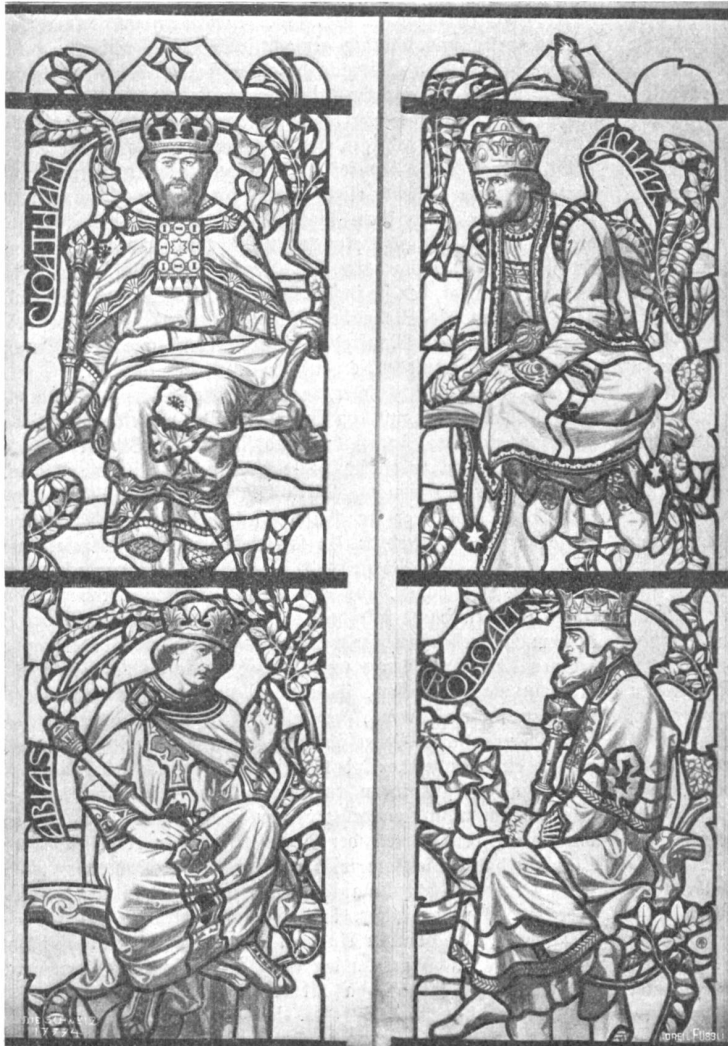
Aloys Balmer.

Mit einer Kunstbeilage und sieben Reproduktionen im Texte.

Wenn wir die Kunstentwicklung zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts betrachten und sie mit derjenigen früherer Zeiten vergleichen, so wird sie uns ärmlich und einseitig vorkommen. Das ganze weite Feld der dekorativen Kunst, des Kunstgewerbes blieb fast ganz ungebaut, oder vielmehr, es wurde den Produzenten gleichmaklofer Fabrikware überlassen.

Erst die letzten Jahre haben auch in dieser Hinsicht wieder einen Aufschwung gebracht. Allmählich erwachte wiederum die Erkenntnis von der kulturellen Bedeutung dieser dekorativen Kunst, wie wir sie in den Museen an den Produkten vergangener Jahrhunderte längst bestaunten. Mehr und mehr wandten sich bedeutende Künstler diesem Arbeitsgebiete zu, und so entstand nach mancherlei Mißgriffen — man denke an den sog. Jugendstil — auch hier ein eigener kräftiger Stil. Aber trotzdem trifft man in weiten Kreisen noch heute die Neigung, Künstlern und Kunstwerken dieser Art nur eine sekundäre Bedeutung zuzuschreiben. Wie irrig dies ist, beweisen uns die vielen brillanten Erzeugnisse dieser Kunststrichtung zur Genüge. Diese Zeiten möchten einen weiteren Beweis dafür liefern, und zwar sollen uns speziell einige Arbeiten eines in München lebenden Schweizers beschäftigen.

Zunächst einige biographische Notizen über unsern Künstler. Aloys Balmer wurde am 28. November 1866 in Luzern als Sproß einer Entlebucher Familie geboren. Er studierte in Paris und München, an welchem letztem Orte er auch seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Seine monumentalen Fresken seien hier nur kurz gestreift; wir finden solche in der katholischen Dreifaltigkeitskirche in Bern, in der Stadtpfarrkirche von Herzogenaurach bei Erlangen, in der Kirche von Hildisrieden (Kanton Luzern) und in der St. Peterskapelle in Luzern. An den beiden letztgenannten Orten finden sich auch Glasmalereien größern Stils nach Balmers Entwürfen, auf die wir zurückkommen. Es sei gleich hier bemerkt, daß Balmer nicht Glasmaler ist, sondern daß solche Arbeiten nur im Entwurf auf ihn zurückgehen, für die technische Ausführung aber jeweils einer tüchtigen Glasmalereifirma übergeben werden. Weitere Fenster nach seinen Zeichnungen finden wir in der Barfüßerkirche von Luzern, in der Kirche von Harburg bei Donaunwürth, in der Pfarrkirche von Neustadt an der Haardt (Pfalz), in der Niedertalkapelle bei Bürglen, in der Morgartenkapelle und im Kirchlein von Zimmerwald (Kanton Bern). Gerade die Fenster in Zimmerwald dürften zum Reizvollsten und Vollendetsten gehören, was überhaupt in dieser Beziehung heutzutage geleistet worden ist. Die Glasmalerei ist ja bekanntlich ein Gebiet, wo man mit ganz andern Faktoren rechnen muß als bei Öl- oder Temperabildern. Viele Farbenzusammenstellungen sind



Aloys Balmer, Luzern-München. Aus dem „Stammbaum Christi“, Glasmalerei in der Kirche von Hildisrieden, St. Luzern.